

Flucht und Vertreibung

Irmgard Sens
(geb. Mohnhaupt)

In einer kleinen Stadt in der Neumark, rings umkränzt von Berg, Wald, Seen und Feld, ist mein und meiner Geschwister trauter Geburtsort. Dort erblickten wir Drei zum ersten Male das Licht der Welt – meine Brüder Gerhard, Heinz und ich. Die ersten Jahre unserer Kindheit brachten wir in diesen engen Mauern des Städtchens Woldenberg zu und die darauffolgenden in meiner geliebten Heimat auf dem Lande in Bayershof.

Diese Jahre waren erfüllt von frohem Kinderglück – bis der verbrecherische Krieg unser frohes Kinderlachen auf unseren sonst so frohen Wangen erlöschen ließ. Dieser Krieg brachte nur Not und Elend mit sich, sodass viele Familien dadurch heimatlos wurden. Dieses harte Schicksals- Los traf auch unsere Reihen.

Es war im Winter 1945. Trübe und freudlose Tage vergingen. Dichter Schnee bedeckte die hart gefrorene Erde. Da klangen aus dem nahen Städtchen dumpf noch einmal die heimatlichen Glocken zu uns herüber. Sie verkündeten uns eine traurige Botschaft: wir mussten ab diesem Tag, dem 27. Januar unsere lieb gewordene Natur verlassen und in weiter Ferne ein neues Obdach suchen.

So zogen wir, meine Mutter, mein Bruder Heinz und ich mit dem Treck (mehrere Pferde-fuhrwerke) über Arnswalde, Pyritz, Greifenhagen an der Oder in Richtung Anklam. Unterwegs ging mein Bruder Heinz verloren. Wir vermuteten, ihm war kalt geworden und er wollte laufen, konnte aber nicht Schritt halten – so zog unser Treck ohne ihn weiter, denn wir mussten unbedingt die Oder erreichen. Hinter uns hörten wir schon den näher kommenden Geschützdonner.

Mein Vater war zum Volkssturm beordert worden und mein Bruder Gerhard, 17 jährig, hatte sich freiwillig zum Militär gemeldet. So war nur noch ich mit Mutter und den Familien Starkenberg und Hering zusammen. In Herrmannshof bei Anklam bekamen wir Quartier.

Mein Bruder Heinz, den wir für immer verloren glaubten, lief die gesamte Strecke zu Fuß und zum Glück fanden sich immer wieder hilfreiche Menschen, die ihm etwas zu Essen und eine Bleibe für die Nacht boten. So fand zumindest ein kleiner Teil unserer Familie wieder zueinander.

Nach dem Einmarsch der Roten Armee wurde uns nahegelegt, in unsere Heimat zurück-zukehren. Mein Bruder Heinz, der in einem der Nachbardörfer eine befreundete Familie, die ebenfalls hatte flüchten müssen, ausgemacht hatte, schloss sich ihnen auf dem Rückweg an, während meine Mutter und ich mit einem Handwagen voll der wenigen Sachen, die uns noch geblieben waren, durch menschenleere Dörfer zog. Schon von weitem schlug uns häufig Brandgeruch entgegen. Beim Näherkommen sahen wir dann auch verstreute Federn von aufgeschlitzten Betten. Städte mieden wir aus Angst.

Endlich, nach Wochen, erreichten wir unsere Heimat. Was aber mussten unsere Augen in der Stadt erblicken? Die zierlichen Häuser bestanden nur noch aus Ruinen. Inmitten des Trümmerhaufens ragte wie eine Siegestsäule die Marienkirche des Städtchens Woldenberg in den Himmel. Wir zogen weiter Richtung Bayershof – wie mochte es dort aussehen?

Nun war es Frühling und gerade Pfingsten. Schön warm lachte die liebe Sonne vom wolkenlosen Himmel in die laue Maienluft. Gerade in der Zeit, wo sich jeder Mensch an der Schönheit der Natur erfreut. Wir aber hatten andere Gedanken. Sie irrten immer wieder voraus zu unserem Elternhaus auf dem Lande.

Je näher ich kam, desto ängstlicher wurde mir zu Mute. Bis ich dann auf weiter Flur unser Häuschen zwischen zartem Blättergrün der Birken und Erlen erblickte. Tieftraurig stand ich nun vor dem Hause, worin ich mit meinen Eltern und Geschwistern Freud und Leid geteilt hatte. Es machte einen trostlosen Eindruck auf mich – aus leeren Fensterhöhlen, innen leer und mit einigen Brandspuren, so schaute es uns entgegen. Unsere Familie (bis auf meinen Bruder Gerhard, von dem wir keinerlei Nachricht erhalten hatten) fand sich hier wieder ein. Da uns, so wie vielen anderen Heimkehrern, jedoch befohlen wurde, in Neumühle bei den Polen zu arbeiten, zogen wir auch dort hin, weil der tägliche Weg sonst zu weit gewesen wäre. Aber wir bekamen wenigstens etwas Mehl für unsere Arbeit. Also begannen dann arbeitsreiche Tage für uns.

Vater hütete des Nachts in einer nicht intakten Koppel die Pferde. Wenn er morgens nach Hause kam, war er nicht mehr zu gebrauchen, denn die Tiere gaben ihm jedes Mal den

Rest. Mutter arbeitete tagtäglich mit ihrem schlimmen offenen Fuß auf dem Felde und im Fließ beim Schafe waschen. Während mein Bruder Heinz sich auf dem Feld mit den abgezehrten Pferden plagte, war ich daheim in der dumpfen Stube. Meine hauptsächliche Arbeit war das Brotbacken. Es war ja manchmal eine liebe Not damit. Aber trotzdem ließ ich den Kopf nicht hängen und probierte immer wieder das für mich so große Kunststück. So ging es fast jeden Tag.

Es war immer ein und derselbe Tagesablauf – bis es Sommer wurde. Es war am 27. Juni 1945. Ein sehr regnerisches, unfreundliches Wetter. Da wurde uns befohlen, unser letztes Hab und Gut zurückzulassen und nochmals in die Fremde Richtung Oder zu ziehen. Selbst ein kleines Beutelchen Mehl mitzunehmen wurde uns verwehrt – wir mussten es draußen an der Hauswand abstellen. Einige kranke Menschen, darunter auch meine Mutter, wurden nach Friedeberg gefahren, wir anderen mussten laufen. Ab Friedeberg musste jeder selbst sehen, wie er zurechtkam. Die andern Vertriebenen waren uns bald aus den Augen verschwunden. Wir konnten fast nicht mehr weiter, weil unsere Kräfte uns verließen.

Das Essen bestand aus grünen Äpfeln, Rhabarber und Wasser, das zum Teil typhusverseucht war. Aber es war uns alles egal. Der Durst war schrecklich. Meine Mutter bekam zuerst starken Durchfall, dann war ich an der Reihe. Wir tranken beide aus derselben Flasche. Wir hatten nichts Sättigendes im Magen, keine Kartoffeln. Vater und Heinz ging es so leidlich. Wir schafften es täglich nur von einem Dorf bis zum nächsten.

Kurz vor der Oder musste ich ein schreckliches Erlebnis über mich ergehen lassen. Wir waren froh, eine Bleibe für die Nacht in einem alten Haus gefunden zu haben. Als plötzlich ein LKW mit Soldaten der Roten Armee vor dem Haus anhielt und diese Soldaten das Haus nach Frauen und Mädchen durchsuchten. Sie leuchteten mit Taschenlampen in jeden Winkel. Ein Entkommen aus diesem Haus war unmöglich, da sämtliche Fenster zugenagelt waren. Wir saßen in der Falle. Viele Flüchtlinge lagen in einer Reihe auf dem Fußboden, ich neben meiner Mutter, die aufgrund ihrer Krankheit schon röchelte. Ich als 12-jähriges Mädchen wurde ausgesucht und festgehalten. Mein Vater wollte mich befreien, ihm wurde aber eine Pistole an den Kopf gehalten und so war ich den Vergewaltigern ausgeliefert. Sie suchten noch weiter in dem Haus nach Mädchen.

In einer Ecke stand ein Bett, dort wollte ich drunter kriechen um zu entkommen, aber sie zerrten mich hervor und schlugen mir ins Gesicht. Dann schleppten sie mich in die Scheune. Ich wehrte mich so gut ich konnte, hatte aber keine Chance. Genaue Details zu den 3 Vergewaltigern möchte ich nicht beschreiben. Ich betete still und es geschah auch ein Wunder – ich hatte einen alten Mantel an, der mit einer Sicherheitsnadel über der Brust zusammengehalten wurde. Als ich aufstand, hielt mich ein Russe am Ärmel fest, er ließ den Ärmel etwas locker, aber ich konnte nicht fort. Beim zweiten Mal, nachdem sich die Hand wieder lockerte, machte ich einen Satz. Die Sicherheitsnadel sprang auf, er hatte den Mantel in der Hand und ich rannte wie von Sinnen die Straße entlang. Er immer hinter mir her. Jeden Moment dachte ich: jetzt wird er schießen. Es kam uns ein Auto entgegen. Die Scheinwerfer hatten uns bald erreicht. Dann hörte ich plötzlich seine Stiefel nicht mehr hinter mir. Doch die Angst beflügelte mich so, dass ich lief und lief, durch ein Kornfeld, trotz meiner großen Blutblasen (die ich aber gar nicht mehr spürte) an den Füßen bis in einen Wald. Dort saß ich nun bei Regen die ganze Nacht, fast nichts an. Ich dachte: was werden sie mit meinen Eltern machen? Ob sie noch leben?

Ich traute mich nicht zurück in das Haus. Am Morgen setzte ich mich dann an den Weg ins Kornfeld und wartet auf meine Eltern und meinen Bruder. Ich dachte, sie müssen ja hier vorbeikommen. Sie aber warteten bis Mittag auf mich. Endlich tauchten sie auf und ich war unendlich froh.

Mit Mühe und Not erreichten wir die Oder. Traurig setzten wir – meine Mutter und ich – uns auf den Oderdamm. Mutter war sterbenskrank und legte sich geistesabwesend nieder, während meine Blicke unaufhörlich in die Ferne schweiften und in Gedanken neue Bilder der Zukunft vor meinen Augen malten. Wie aber sah diese Gegend aus? Wiesen, Wasser und einige zerschossene Häuser waren alles was zu erblicken war. Vater und Heinz kartten wäh-

renddessen mit unserer kleinen Habe, welche wir uns unterwegs zusammengesucht hatten, durch die sumpfigen Wiesen, welche mit Brettern versehen waren, um wenigstens den kleinen Fahrzeugen eine Möglichkeit zum Fahren bot, dahin.

Plötzlich waren sie meinen Augen entschwunden. Mir war es auch egal. Ich dachte doch hier zu sterben. Doch dann kam aus dem Hintergrund eine sich mühsam schleppende Gestalt, in der ich meinen Bruder erkannte. Er trat zu uns und sprach mit gedämpfter Stimme: Stehet auf und folget mir. Ich werde euch in ein Haus führen, worin wir einige Zeit verbringen können. Freudig befolgten wir seinen Ratschlag. Mutter konnte allerdings fast nicht mehr. Sie sammelte all ihre Kräfte zusammen um das Ziel zu erreichen. Sie schaffte es auch mithilfe der Rast, die sie zwischendurch machte.

In dem Haus angekommen schlug uns ein übler Geruch entgegen. Die Stuben waren mit Stroh ausgelegt, welches wer weiß wie lange schon darin lag. Glücklicherweise wie eine Märchenprinzessin, weil ich rasten konnte, legte ich mich mitten in die Stube, während Mutter die Ofenecke in Beschlag nahm. Wir beide waren nämlich vollkommen fertig.

Vater und Heiz kochten etwas zu essen. Es bestand aus Wasser, Schrot, Viehsalz und einigen glasigen Kartoffeln, welche sie glücklicherweise gefunden hatten. Mit Freuden sah ich, wie meine Mutter es aß, die sonst keinen Bissen hinterbringen konnte. Alle Angst, die ich um sie hatte, dass sie uns verloren gehen konnte, war im Augenblick verfliegen. Aber wie lange?

Leute steckten den Kopf zur Tür herein und ich hörte, wie eine Stimme leise sagte: Hier liegt eine Frau im Sterben. Wie ein Blitzschlag trafen mich diese Worte. Konnte es denn sein? Darf sie überhaupt sterben? So schwirrte es in meinem Kopf umher. Ja – sie hatte das Wort „sterben“ schon einen Tag zuvor über ihre Lippen gebracht. Sollte es Wirklichkeit werden? Nun vernahm ich auch das starke Röcheln aus ihrem Mund, welches ich bisher nicht so sehr vernommen hatte und eine grausige Angst schüttelte meinen Körper.

Eine Schwalbe zwitscherte draußen in den Zweigen. Drinnen am geöffneten Fenster stand ein fremder Mann mit Tränen in den Augen und sah unaufhörlich in die Ferne. Seine Frau begrub man hier im Garten unter den Obstbäumen. Die Vögel sangen ihr das letzte Abschiedslied.

Es war am Morgen des 06.07.1945. Das Wetter war schwül und drückend. Unsere Glieder waren dadurch noch matter. Als ich mich von meiner Lagerstatt aufrichtete sah ich, dass die Lagerstatt meiner Mutter leer war. Was sollte das bedeuten? War sie tot? Niemanden konnte ich fragen. Alle waren noch im festen Schlaf. Nur in der anderen Ofenecke lag ein zusammengesunkener Menschenkörper. Er war gelähmt. Dieser hielt die Augen geöffnet. Dem Tod sah er sehnsüchtig entgegen.

Vater war der nächste der erwachte. Er blickte fragend umher und verschwand. Nach einer Weile trat er wieder, meine Mutter unterstützend, zu uns. Diese hatte all ihre Kräfte zusammen genommen um an die frische Luft zu gehen, vor allem auch des Durchfalls wegen. Sie hatte an der Mauer gelehnt und wusste nicht mehr wohin.

Inzwischen wurde es Nachmittag. Dunkle Wolken ballten sich am Himmel zusammen. Zeitweises Rummeln verkündete uns das Nahen eines Gewitters. Da brachen wir auf, um das nächste Dorf zu erreichen. Ich blieb noch bei unseren Sachen, denn Vater und Heinz brachten erst unsere Mutter auf dem Karren fort. Endlich kamen sie wieder zurück und holten mich ab. Unterwegs in den Gräben sah ich noch andere halbtote Menschen – das möchte ich aber nicht weiter schildern.

Nach einem ungefähr 3 km weiten Fußmarsch gelangten wir in das nächste Dorf namens Reitwein. Es war eigentlich kein Dorf mehr sondern ein großer Trümmerhaufen. Nur das Haus des Bürgermeisters stand noch, allerdings ohne Fenster.

Wir hatten unterwegs erfahren, dass von hier aus morgens Kranke in Krankenhäuser transportiert wurden. Aber als wir ankamen wurde uns offenbart, dass kein Transport mehr stattfindet. Es wäre auch zu spät gewesen, da meine Mutter den Tag nicht überlebte.

Mein Vater und mein Bruder führten mich in das neue Quartier. Es befand sich im Keller der Leichenhalle in Reitwein. Während ich die Treppen hinunterstieg, vernahm ich wieder das furchtbare Röcheln. Entsetzt starrte ich zu meiner Mutter, doch sie sprach kein Wort. Ihre Augen hatten einen matten trüben Schimmer. Ihre Wangen hatten eine blaue Farbe. Die

Hände welk und abgezehrt. Auf meine Frage, ob sie etwas essen wolle, gab sie mir durch das Schütteln ihres Kopfes die Antwort.

Eine Frau wollte zu uns. Als sie aber das Stöhnen vernahm meinte sie, hier läge ein Hund und rannte aus dem Keller.

Nun suchten noch einmal ihre zitterigen Hände die Wasserflasche, woraus sie hastig einige Züge nahm, daraufhin schloss sie die Augen und das Röcheln erstarb. Mit weit geöffnetem Mund lag sie da. Dicke Fliegen setzten sich in die Augenhöhlen und surrten durch den Keller. Draußen zuckten Blitze, Donner rollten. Aber alles das störte mich jetzt nicht, denn hier drinnen war meine Mutter ohne ein Wort zu sprechen aus dem Leben geschieden.

Am nächsten Morgen wurde sie so wie sie war, mit zugebundenem Mund, ohne Sarg einfach in die Erde gesenkt. Sie bekam eine Nummer – es war die 9. Vater erhielt eine handschriebene Sterbeurkunde, welche mit dem Datum 06.07.45, nachmittags 19 Uhr, dokumentiert wurde.

Ich konnte das alles nicht fassen. Hoffte, sie würde zurückkehren. Aber sie kommt nicht wieder. Sie ist von uns gegangen für immer. Du, unsere geliebte Mutter, gerade du musstest uns so früh verlassen und ließest uns zurück. Ich wollte doch mit dir sterben, mit dir gemeinsam aus dem Leben scheiden. Du hattest nicht die Gewalt mich mitzunehmen, obwohl der Tod es versucht hat. Es gelang ihm aber nicht. Nun bist du allein gegangen. Liegst in der kühlen Erde in Reitwein im Oderbruch. Dort hast du die ewige Ruhe gefunden. Weißt nicht mehr, was du uns zurückgelassen hast. Es sind Tränen. Helle und heiße Tränen, die ich in mancher Stunde, wo ich an dich denke, weine.

Gerade jetzt in dieser Fremde hätten wir sie so sehr gebraucht. Vater war nach dem Tod von Mutter plötzlich ganz hilflos. Er, der sonst immer Strenge zeigte. Es war ja für ihn nicht einfach mit 2 Kindern und heimatlos. Und von Gerhard – seinem ältesten Sohn und meinem Bruder – hatten wir immer noch kein Lebenszeichen.

Das Leben aber musste weitergehen.

Wir schlepten uns mühsam an einem Tag von einem Dorf zum anderen, denn mehr schafften wir nicht. Kurz vor Prenzlau war es dann mit meiner Kraft endgültig vorbei. Die Füße konnten mich nicht mehr tragen. Es ging gerade auf den Bahnschienen entlang. Vater und Heinz zogen an mir vorüber, immer der nächsten Ortschaft zu, bis sie für meine Augen als kleine Punkte in der Ferne verschwanden.

Was sollte ich nun beginnen? Meine Füße waren wundgelaufen und konnten nicht mehr auftreten und dazu dieser Durchfall. Ich kullerte den Abhang hinunter. Aber dort im hohen Klee ging es auch nicht. Gedachte schon, hier liegenbleiben zu müssen. Aber ich sollte noch nicht umkommen. Ich glaubte an Gottes Hilfe und war sehr froh, als mein Vater zurückkam. Er sah, was mit mir los war, nahm mich auf seinen Rücken, obwohl er sehr klein und schwach war und ich genau so groß wie er. Und er trug mich die restlichen Kilometer fort bis ins nächste Dorf. Ich kann mich nicht mehr erinnern was dort los war, muss wohl bewusstlos gewesen sein.

Am Morgen ging es weiter. Der nächste Ort war Prenzlau. Bis dahin konnte ich wieder so leidlich gehen. Es war ein heißer Julitag. Die Sonne brannte vom blauen Himmel auf uns nieder und machte uns dadurch noch matter. Vater und ich wankten Arm in Arm (ich war der Tod persönlich) durch die Straßen von Prenzlau.

Dann setzten wir uns verzweifelt auf den Bürgersteig und harrten der Dinge die da kommen sollten. Ein Pferdefuhrwerk kam uns entgegen. Der Mann namens Rode hatte Mitleid mit uns – ihm habe ich mein Leben zu verdanken, sonst wäre ich heute nicht mehr.

Aus dem Gespräch erfuhren wir, dass er noch eine Kuh und Pferde besitze. Worauf ich dann freudig sagte: ich könne ja diese Kuh hüten und Vater und Heinz könnten bei den Landarbeiten helfen.

Nach einigen Minuten saßen wir auf seinem Wagen und rollten ungefähr 9 km dahin bis Müllershof. Dort angekommen nahm ich noch wahr, dass es ein villenartiges, schönes Gebäude in einer Parkanlage war. Diese Idylle nahm ich noch auf, dann verlor ich das Bewusstsein. Mein Bruder sagte mir später, ich hätte fantasiert – ich wollte immer Brot backen.

Als ich dann eines Tages zu mir kam, war ich in einem schönen freundlichen Zimmer. Vater und Heinz waren in diesem Moment nicht da. Sie waren in einem anderen Gebäude in einer kleinen Kammer untergebracht.

Ich hatte schrecklichen Durst. Ich quälte mich zu einer Waschschüssel, die mit Wasser und meinen durchlöchernten blutigen Strümpfen gefüllt war, und trank daraus.

Eine Frau kam und sah nach mir und brachte mir dann eine Schleimsuppe. Ich aber hatte immer furchtbaren Durst. Als dann Vater kam, meinte ich, dass ich etwas zum Trinken möchte. Er konnte es nicht mit ansehen und brachte mir einen Wassereimer voll Wasser. Ich setzte an und trank und trank.

Als die Frau wiederkam, brachte sie den Eimer weg. Ich bekam immer Schleimsuppe. Es war bestimmt auch richtig so. Nach und nach erholte ich mich, sodass ich wirklich die Kuh hüten konnte.

Der Durst war aber immer noch stark und ich freute mich immer auf den Kaffee, den ich nachmittags bekam – das Essen war mir nicht so wichtig. So ging es einige Wochen oder Monate.

Vater hatte inzwischen einen Vollbart und sah dadurch gut genährt aus, bis er eines Tages vom Frisör wiederkam. Die Leute erkannten ihn fast gar nicht. Sein Gesicht war schmal wie bei einer Spitzmaus.

Eines Tages ging Vater mit uns ganz früh im Dunkeln von dort fort. Er konnte sich mit den jungen Männern, die auch dort arbeiteten, nicht vertragen. Sie schikanierten ihn. Mir tat der Bauer sehr leid. Dieser Mann, der uns so gut aufgenommen hatte und dem ich mein Leben zu verdanken hatte – dass wir ihn, ohne nochmals für alles zu danken, bei Nacht und Nebel verließen.

So drückten wir uns wieder auf den Straßen und in den Dörfern herum. Wir wollten sesshaft werden.

Die Läuse nahmen uns in Beschlag – Kleider- und Kopfläuse. Wir hatten mit dem Töten der Läuse so unsere Arbeit, bekamen es aber nicht in den Griff.

Endlich kamen wir in Grimmen an, es war schon Mitte Oktober 1945. Dort wurden wir von unserem Ungeziefer restlos und ich von meinen Haaren befreit. So fanden wir im Kreis Grimmen eine vorläufige Heimat.

68 Jahre später...

Leider konnten mein Bruder und ich an dem durch Herrn Gregor Stach im Juni 2013 in Dobiegniew organisierten Symposium „Woldenbergs Kinder werden 80“ nicht teilnehmen, erhielten jedoch durch die uns zur Verfügung gestellten Videoaufnahmen umfangreichen Einblick in den Verlauf der Veranstaltung.

Ende September lud uns Herr Stach dann nach Amalienhof – sein kleines Anwesen in der Nähe von Dobiegniew (Woldenberg) – ein. Er zeigte uns Woldenberg und die nähere Umgebung, die wir als Kinder gekannt hatten und wir konnten die – meist positiven - Veränderungen sehen. Wir machten auch einen kurzen Halt in Mehrenthin mit Schloss und Park und der September-Blumenpracht. Als Kinder hatten wir von unserer Wohnstätte in Bayershof aus zwar stets dort hinblicken, es aber nie besuchen können.

Für den Nachmittag hatte Herr Stach einen Besuch im ehemaligen Tagelöhnerhaus in Bayershof organisiert, in dem wir mit unseren Eltern zwei für uns Kinder unbeschwerte Jahre hatten verleben können. Das Haus wurde 1947 neu bezogen und ist seitdem im Besitz einer polnischen Familie. Von ihnen wurden wir sehr herzlich begrüßt und auch sogleich gebeten einzutreten und alle Räume anzusehen. Es ist alles sehr hübsch eingerichtet, auch das gesamte Haus und die Umgebung sind sehr gepflegt.

Anschließend gab es im Garten, gleich neben dem ehemaligen kleinen Teich (der allerdings inzwischen ausgetrocknet ist) Kaffee und selbstgebackenen Pflaumenkuchen. Die sprachliche Verständigung war dank Herrn Stachs Polnisch-Kenntnis fast unproblematisch.

Vielen Dank an Herrn Gregor Stach, der alles in die Wege geleitet hat, und alles Gute für ihn und seine Familie.

Mögen wir alle in Frieden weiterleben können.

